

Lia Hörmann

Frauen am Schneeberg

Bergwerksgeschehen ist vor allem von Männern geprägt. Sie sind die Entdecker, die Erzschrüfer, die Unternehmer; schließlich die Handelsleute und Industriebosse, die das kostbare Gut aus dem Schoß der Erde bis zu seiner Verwendung im Griff haben. Frauen sind grundsätzlich ausgeschlossen von der Erzgewinnung „unter Tag“. Frauen haben nur indirekten Anteil am „Bergsegen“, mit den Produkten aus edlen Metallen und Steinen.

Wenn vom Schneeberg die Rede ist, waren jedoch die Frauen immer dabei, von den ersten Anfängen an, und haben hier Bergwerksgeschichte mitgeschrieben.

Erst mit den tieferen Einblicken durch die Recherchen für eine Revitalisierung des Geschehens, mit den Dokumentationen, mit Erinnerungsstoff und Literatur konnte man diese Tatsache ins Gedächtnis rufen.

Es begann schon mit der Aufdeckung des Erzvorkommens durch eine Frau. So erzählt es die Sage, die in einer handschriftlichen Aufzeichnung im Bergwirtschaftshaus zu St. Martin am Schneeberg gefunden wurde:

Die Weiße Frau

„Ein Gemsjäger aus dem Passeiertal begegnete auf seinem Pirschgang, oben am Seemoos, einer schönen Fee in schimmerndem Gewand, das so weiß war wie die Firne an den hohen Bergspitzen der Südlichen Stubauer des nahen Alpenhauptkamms. Sie saß am Ufer des stillen Bergsees, angetan mit kostbarem Geschmeide an Hals und Armen; in ihrem Schoß funkelte Edelgestein. Und sie sagte zu ihm, wenn er dem Jagen abschwören und das ihr anempfohlene Wild fürderhin in Ruhe lasse, könne er alle diese Schätze haben. Sie würde ihn auch zu den Fundstellen führen. Von Begierde erfaßt, leistete der Jäger den geforderten Schwur und zerbrach seine Armbrust. Er füllte seine Taschen mit den wertvollen Steinen und folgte der Weißen Frau zu den Felsen, wo aus Spalten Silbererz heraufglitzerte. Bevor sie aus seinen Augen verschwand, drohte sie ihm aber schwere Strafe an, sollte er sein Versprechen nicht halten ...“

Bald zog der Jäger mit Knappen auf den Berg. Stollen um Stollen wurden aufgeschlagen, und überall fand sich reiches Erz. Der Bergbau am Schneeberg gehörte zu einem der bedeutendsten weitum. Ein Knappendorf entstand, mit einem Kirchlein.

In seinen alten Tagen wurde der Jäger noch einmal von der alten Jagdleidenschaft gepackt. An einem Sonntag erlegte er mit seiner neuen Armbrust einen prächtigen Steinbock mit gewaltigem Gehörn. Doch sollte er sich seiner Beute nicht erfreuen: Ein großer Eisblock stürzte aus dem Firn und begrub ihn unter sich.

Als die Knappen anderntags in die Grube einfuhren, fanden sie kein Silbererz mehr, nur noch Blendegestein, das sich nicht schmelzen ließ.“

Fundgeschichten

Damals, im Mittelalter, hat eben jedes Bergwerk seine eigene Fundgeschichte gehabt: Sei es, daß ein Stier mit seinen Hörnern das Erdreich aufgerissen habe und dort edles Erz hervorschimmerte oder daß der Gaul eines Grafen ein Loch in den Boden scharrete, aus dem gediegenes Erz funkelte; daß eine Kirchturmspitze zur Sonnenwende genau auf einen Spalt im gegenüberliegenden Berg wies, der reiches Silbererz enthielt, oder daß ein „Erzschröcker“, ein Prospektor („Venedigermännlein“), den ersten Erzausbiß gewiesen habe ...

Über dem wahren Anstoß der ersten Entdeckungen ruht der Schleier der Vergangenheit. Wissenschaftler nehmen am ehesten an, daß Bergleute von auswärts von dem Erzvorkommen erfahren haben könnten, dann den Bächen entlanggegangen, Steinchen aufgelesen, sie gewaschen haben – vielleicht in einer Schüssel, wie es heute noch die Goldwässcher tun. So konnten sie Erzkörnchen finden und diese

immer weiter bergauf verfolgen, bis zu den Ursprungsstätten! Oder war es ein Hirte, der das Erz gesehen und gemeldet hat? Die Alten hatten einen guten Spürsinn für Erzlagerstätten, Heilwässer usw., wie sie bewiesen haben!

In der Überlieferung wird gewöhnlich das Ausbleiben des Bergsegens mit einer Freveltat der Bergknappen in Verbindung gebracht. Jedoch, die Lagerstätten erschöpften sich eben mit der Zeit. Es ist in der Geologie bekannt, daß je höher die Erzader an der Oberfläche liegt, um so mehr angereichert ist. Man hat die böse Erfahrung gemacht, daß bei den späteren Unterbaustollen, d. h. bei den Untersuchungsstollen unter den Lagerstätten, meist nichts mehr oder nur noch Spuren des Erzes gefunden wurden. Zuerst ging man von den Erzausbissen aus, also von den Anreicherungen nahe der Erdoberfläche, die man „am Tag“ wahrgenommen hatte.

Dennoch war es für die volkstümliche Vorstellungswelt ein schönes Bild, anzunehmen, daß eine gütige Fee, eine „Weiße Frau“, diesen vorerst unermeßlichen Reichtum vergeben hätte. Wer anders als ein überirdisches Wesen hätte es in diesen frühen Zeiten sein können?

Die Schutzpatroninnen

Als „Überirdische“ sind wohl auch die weiblichen Patronen anzusehen gewesen, die im Schneeberg-Bergbau eine wichtige Rolle spielten. Es gab hier zwar bedeutende männliche Konkurrenz durch den Propheten Daniel, den heiligen Laurentius, Johannes, Nikolaus usw. Aber die Frauen dominierten!

An erster Stelle ist die hl. Anna zu nennen, die übrigens auch in anderen alten Erzbergaugebieten Mitteleuropas an vielen Orten als Patronin auftritt, vor allem im Silberbergbau. Als Mutter Marias (die man allegorisch mit dem Mondgestirn verglich, das Silber bedeutete) wurde Anna quasi zum „Bergwerk“, aus dem die edlen Metalle hervorgingen. So wurde sie im 14. Jahrhundert als die „Erzmacherin“, die „Silberheilige“ und mächtigste Schutzfrau im Bergrevier verehrt.

Die hl. Helena – der Sage nach die Mutter Kaiser Konstantins – war den Bergleuten als Helferin beim Aufsuchen und Finden vertraut, weil sie das Kreuz Christi entdeckte und ausgraben ließ.

Überzeugend belegt ist auch die Verehrung der Muttergottes in ihrer in der Volksfrömmigkeit herausgehobenen Stellung. Als „Unsere Liebe Frau“ tritt sie in allen Revieren in Erscheinung; man benannte nach ihr Zechen und Gruben, etwa mit „Zu unser Frauen Hoffnung“ oder „Zur Helferin an dem Kindl“ usw.

Im 15. Jahrhundert trat die hl. Barbara als meistangerufene Schutzheilige auf den Plan. Die Jungfrau und Märtyrerin, die um ihres christlichen Glaubens willen von ihrem heidnischen Vater entthauptet worden sein soll, trägt als Attribute Schwert, Kelch und Hostie. Die Bergknappen haben in ihrer Barbara-Verehrung die Heilige mit eigenen Zügen ausgestattet und mit dem Bergbau verknüpft: Eine Legendenvariante überliefert, daß sie vor den Häschern in einer Felskluft Zuflucht gesucht hätte. Und die Felskluft ist ein Bergmannssymbol für das Auftreten von Erz. Der Bergmannsgruß „Glück auf!“ bedeutet nichts anderes als „die Klüfte auf!“ Wegen ihres jähnen Todes wird sie von den Bergleuten vor allem als Nothelferin vor „Gefahr und unversehenem Tod“ angerufen:

„Heilige Barbara, edle Braut (Christi!),
Leib und Seel sei dir anvertraut.
Steh uns bei im letzten End,
daß wir nicht sterben ohne Sakrament!“

Als Abwehrheilige sollte sie auch behüten vor Brand und Feuer, beim Verfahren des „Feuersetzens“ und bei der Sprengarbeit; vor Blitzschlag und Unwetter und hier am Schneeberg vor den Gefahren der Bergwelt. So steht sie auf dem Altarbild in der Kirche von Moos in Passieier neben Daniel und der Muttergottes mit dem Kinde, alle drei in den Wolken schwebend und über der Berglandschaft, wo eine große Lawine ins Tal rollt und viele Opfer fordert (Lawinenunglücke 1580, 1693); darunter Bergknappen, die betend dastehen.

Die Verehrung der hl. Barbara wird bis heute von den Bergleuten gepflegt; ihr Namensfest am 4. Dezember wird von den „Schneebergern“ mit umfangreichen Feierlichkeiten begangen: mit dem Auftritt der Knappenmusikkapelle, mit Umzug, Festmahl und heiliger Messe. In der „Barbaranacht“ stellen die Frauen da



Abb. 1: Im Bild Eleonora von Schottland (zweite von rechts) mit ihrem Gemahl Erzherzog Sigmund (dem „Münzreichen“); links und rechts von ihr die späteren Gemahlinnen Radegunde von Frankreich und Katharina von Sachsen (Darstellung des Stammbaumes des Hauses Habsburg im Schloß Tratzberg bei Schwaz, um 1510).

Archiv des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum, Innsbruck



Abb. 2: „Freut Euch, es ist ein Bergwerk entstanden, halleluja!“ Darstellung eines Bergwerkes in alter Zeit. Die Knappen tragen hier die alte Bergmannstracht mit Hinterschurzleider und Mütze.

Schwazer Bergbuch 1556



Abb. 3: Das Bergwerksdorf St. Martin am Schneeberg, 2355 m, einst Europas höchster Erzabbau, in einer Darstellung nach der Schließung der Gruben, also nach 1895. Archivbild



Abb. 4: Altarbild der Bergmannsheiligen Barbara im Knappenkapellchen bei Maiern in Ridnaun, von J. B. Oberkofler, 1950. Hier ist die Schutzpatronin durch den vor ihr knienden Knappen in besonderer Weise in die Berufswelt einbezogen.
Archivbild

und dort noch Speise und Trank für die „Bergmandln“ ins Fenster. Bekannt ist auch das Schneiden der „Barbarazweige“ von Kirsch-, Apfel- und Birnbaum und vom Schlehdorn: Der damit verbundene geheime Wunsch geht in Erfüllung, wenn bis Weihnachten die Blüten ausbrechen. Der hl. Barbara wurden auch Kapellen geweiht, z. B. in Maiern und Gossensaß.

Weibliche Gewerken

Schutz, aber auch Fundglück sollten die heiligen Frauen bringen – nicht zuletzt auch für die Bergwerksunternehmer, die „Gewerken“, die ihre Erzgruben mit Vorliebe auf die Namen der Schutzheiligen tauften.

Zum Beispiel Lucia Flam (Flamm), wahrscheinlich Gattin des Bergrichters Peter Flam zu Sterzing, nannte ihre Grube nach ihrer Namenspatronin: Man schrieb den 12. Mai 1500, und so lautet die Eintragung im Verleihungsbuch: „S. Lucein – Lucia Flamyn hat emphanngen die negst gerechtigkeit haben an die fundtgrueben am Erchtag vor Sonntag Cantate im 1500 Jar, genannt sannt Lu- cein, hat im gemelter anbalt (Anwalt) verlichn wie perckwerchsrecht ist.“

Waren Besitz und Betrieb eines Bergwerks bisher eine rein männliche Domäne gewesen – vom Landesfürsten bis zum einfachen Knecht wurden Edelleute, Geistlichkeit, Beamte, Bergleute, Gewerbetreibende, Bürger und Bauern von einer heute nicht mehr vorstellbaren Sucht nach Bodenschätzen erfaßt –, so wollten jetzt auch die Frauen ihr Glück versuchen. Auch sie strebten nach einem Anteil am Bergsegen, zwar nicht mit tätiger Mitarbeit in der Grube, sondern mit Übernahme des finanziellen Risikos, Beteiligung an Gestehungskosten und Erträgen, an Verlust und Gewinn.

Es gab also jetzt auch weibliche Gewerken! Vor allem im Berggericht Sterzing/Gossensaß erwarben mehrere unternchungslustige Bürgersfrauen Grubenrechte. Meist waren es Gattinnen von Bergrichtern, da es denen selbst nach der Bergordnung Herzog Sigmunds von 1469 untersagt war, sich persönlich einzukaufen. Aber seine Frau konnte einen Anteil nehmen und hatte natürlich aus erster Hand Informationen über neue Aufschlüsse und Erzvorkommen.

Unter den bedeutenden Geschlechtern findet sich eine Margret Köckhin, die 1483 am Ladurnsbach eine Grube verliehen bekam.

In Sterzing erwarb Dorothea Jöchl am 1. Februar 1491 einen Bergbau, genannt „Zum Glück“. Sie war die Frau des Lienhard Jöchl, eines Sohnes des Hans Jöchl, der aus dem Pustertal einwanderte, hier ansässig wurde und den Jöchlsturm erbaute.

Als Tochter des Gilg Ungerhauser zu Gasteig, am Eingang in das Jaufental, wo der Hof Hungerhaus stand, wurde sie gelegentlich auch „Dorothea von Hungershausen“ genannt. Eine ihrer Schwiegertöchter, die Gattin des Junkers Andre Jöchl – Barbara Jöchl –, erwarb am 18. März 1514 ein Grubenrecht an der Südseite des Pflerscher Tales, genannt „St. Barbara“. 1513 empfing Agata Burghartin, des zweiten Sohnes Burghart Jöchl Hausfrau, in Pfitsch das Recht auf eine gleichfalls nach der Bergwerksheiligen benannte Grube.

Im Jahr 1490 empfing Margret Griesstetterin Grubenrechte an den Zechen „St. Sigmund“, „St. Jenewein“, „St. Albin“ und „St. Wolfgang“ auf der Silberzeche zu Telfes, am Abhang des Ridnauntales.

1513 wird Apolonia Kuchlerin mit einer Grube „S. Apolonia“ in der Nähe von Trens belehnt, usw.

Diese Eintragungen entdeckte der Innsbrucker Historiker Georg Mutschlechner im handschriftlich verfaßten Verleihungsbuch von Sterzing aus den Jahren 1481 bis 1514.

Verleihungen von Grubenrechten an Frauen gab es aber bereits früher, doch waren es Damen des Hochadels, die sich dieser Gunst erfreuten, Gemahlinnen der Landesfürsten.

Von Anna von Braunschweig, Herzogin von Österreich und Gräfin von Tirol, zweite Gattin Herzog Friedrichs IV., gibt es ein Schreiben aus 1428, worin sie den Bergrichter von Gossensaß an die Wahrung ihrer Rechte und „Neuntel“ mahnt, die sie an jedem neuen Fund habe.

Weiters wissen wir von Bergbauanteilen (1468–1473), die Eleonore von Schottland, erste Gemahlin Sigmunds des Münzreichen, Erzherzogs von Österreich und Grafen von Tirol, besaß und die mithin als „Gewerke“ zu bezeichnen ist.

Wohlstand und Armut

Die reichen Erzvorkommen brachten Wohlstand ins Land. Große Unternehmer traten auf, unter ihnen die Welser, Fugger, die Landesfürsten. Das Hauptvorkommen am Schneeberg waren Blei und Silber; letzteres war von besonderer Feinheit. Laut einer Urkunde aus 1237 im Bozner Notarbuch wurde es als „argentum bonum de Sneberch“ bezeichnet. Silber hatte im Mittelalter einen wesentlich höheren Wert als heute. Das Silber vom Schneeberg wurde in der Haller Münzstätte zum Prägen der berühmten „Silbertaler“ verwertet. Den Bleiglanz brauchte man in der Schwazer Erzgewinnung hauptsächlich, um aus den dortigen Fahlerzen das Silber auszuschmelzen. Die Erze wurden in mühevollem Transport (mit Tragtieren, später mit technischen Einrichtungen) über die Schneebergscharte bzw. durch den Kaindlstollen ins Lazzacher Tal nach Ridnaun, Sterzing und über den Brenner zur Verhüttung ins Inntal hinaus befördert. Geschmolzen wurde allerdings auch in Ridnaun, in Wiesen, in Graßstein usw., aber in kleinerem Umfang.

Doch der Bergsegen begann zu schwinden. 1779 wurde der Silber- und Bleiabbau in den inzwischen ärarischen Gruben vom österreichischen Staat eingestellt; nur mehr ein kleines Trüppchen „Freischürfer“ arbeitete auf eigene Faust am Schneeberg weiter ...

Gibt es aus der Glanzzeit der Erzgewinnung viele Geschichten über die reichen und übermütigen Knappen – silberne Schuhnägel hätten sie sich geleistet und mit silbernen und goldenen Kegelspielen gekegelt; auch hätten ihre Weiber die Kinder mit Brot anstatt mit Wasser gesäubert; Übergriffe und Freveltaten soll es gegeben haben –, so mußten sie jetzt abwandern, einen anderen Beruf suchen. Armut kehrte ein in die Familien der Bergleute.

Übler Frevel war es auch, für den die Telfer Knappen bestraft wurden, als sie einen lebenden Ochsen geschunden und auf einem Spieß gebraten haben. Es ist die Sage vom „Witwenbrünnele“ ober Telfes: Die Erzgrube sei von außen zugefallen und habe alle verschüttet. Ein Bote habe den Frauen, die täglich das Essen hinauftrugen, die schlimme Nachricht überbracht. Und die Frauen hätten so geweint, daß ein Brunnen entstanden sei. Noch heute ist an dieser Stelle, auf dem Weg zum Silberstollen, eine Quelle gefäßt. Und auf einer Tafel ist in Reimen die Begehnheit zu lesen ...

Frauen in der Erzgewinnung

Erst 100 Jahre nach der offiziellen Schließung kommt neues Leben ins Revier. Es gibt inzwischen ein Verfahren, aus der Zinkblende das Zinkerz zu gewinnen und zu verhütteten.

1870 schickt der österreichische Staat den Freiherrn von Beust auf den Schneeberg, um das Zinkblendelager zu begutachten; ein riesiges Zinkvorkommen im Schätzwert von 80 Millionen Gulden läßt nun den Bergbau am Schneeberg wieder erblühen. Eine gigantische Übertage-Förderanlage von St. Martin am Schneeberg durch den „Kaindl“-Stollen (Name des Erbauers; 1720) ins Lazzacher Tal bis Maiern wird gebaut. Aufbereitungsanlagen werden eingerichtet. Arbeitskräfte rücken in die Stollen ein: anfangs 200, später bis zu 350 Bergleute. Und jetzt gibt es auch Beschäftigung für Frauen!

Nach alter Sitte durften Frauen das Berginnere nicht betreten, ja, es sollte sogar Unglück bringen! Das hängt wohl mit der Moral der Alten zusammen, die keine Frauen im Bergwerk dulden wollten, um nicht von der Arbeit abgelenkt zu werden. Eine jüngste deutsche Studie begründet diese Tradition mit Erfahrungsdaten als eigentliche Ursache des Verbotes: Die Arbeit im Berg sei zu gefährlich, zu schmutzig für die Frauen; es gebe gesundheitliche Schädigungen, Verzögerung der Pubertät, vermehrte Fehlgeburten; eine Vermännlichung ihres Wesens trete ein. Das enge Zusammensein von Männern und Frauen im Stollen gelte als „unschickliche Weiberarbeit“.



Abb. 5: Bergmannspyramide in St. Martin, gegen die Schneeberg-scharte, 2690 m, über die in alter Zeit die Erztransporte mit Saumzü-gen geführt wurden.
Archivbild



Abb. 6: K. u. k. Zeit: Bergwerksbeamte mit ihren Familien im Bergwerksdorf St. Martin am Schneeberg, 2355 m, im Passeiertal; in der Bildmitte die kleine Antonia, die später als ju-gendliche Erzklauberin auf der Halde arbeitete.
Archiv Zöhrer



Abb. 7: Die kleine
Greti, Tochter des
Hutmannes Hans
Wallnöfer, im
Schneeberg-
winter.

Archiv Zöhrer



Abb. 8: Antonia
Ennemoser-
Gruber; als her-
anwachsendes
Kind hügte sie im
Knappendorf die
Geißlein.

Archiv-
Ennemoser-Gruber

So blieb der Bergmannsberuf dem männlichen Geschlecht aller Altersstufen vorbehalten. Doch ein Blick in das Weltgeschehen zeigt, daß mancherorts auch Frauen beschäftigt wurden: zum Beispiel 1569 in der Lüneburger Soleförderung; seit dem 13. Jahrhundert im Bergbau Großbritanniens; bis 1914 im französischen und belgischen Bergbau; im preußischen Bergbau bis 1827; im oberschlesischen Bergbau um 1890, und in den beiden Weltkriegen arbeiteten Frauen und Mädchen in Deutschland als Kumpel unter Tag. Aus 1933 gibt es eine Umfrage des Internationalen Arbeitsamtes Genf, die aufzeigt, daß damals nur noch in asiatischen Ländern (Indien, Japan) Frauen im Untertageabbau arbeiteten. 1946 erließ die UNO ein allgemeines Verbot, dem sich aber Thailand und China nicht anschlossen. 1974 wurden in den USA, im Rahmen der allgemeinen Anti-Diskriminierungsgesetzgebung, Frauen wieder unter Tag zugelassen, und 1979 gab es dort schon wieder 2500 Bergarbeiterinnen ...

Am Tiroler Schneeberg wurden ab dem Ende des 19. Jahrhunderts weibliche Arbeitskräfte beschäftigt, und zwar im Bergwerksdorf St. Martin (2355 m) auf der Passeirer Seite als „Erzklauberinnen“ („Erzscheiderinnen“) und später auch in Maiern im Ridnauntal in der Erzausbereitung. Es waren vorwiegend jüngere Frauen und Witwen von früh verstorbenen Erzknappen, auch Jugendliche und Kinder, wenn sie aus der Schulpflicht entlassen und kräftig waren. Zum Teil stammten sie aus den heimischen Gebirgstälern, aber sie kamen auch aus dem Bellunesischen herauf und bis zum Ende der „k. u. k. Zeit“, der Österreichisch-Ungarischen Monarchie, sogar aus Jugoslawien; letztere aber zum Torfstechen im Seemoos. Alle für billigen Lohn für eine sonst für den Unternehmer unrentable Tätigkeit.

Arbeitsplatz für das Erzklauben waren die riesigen Abraumhalden des Bergwerks, auf denen das durch die Jahrhunderte als wertlos abgelagerte Gestein, die Zinkblende, vom „tauben“ Material getrennt wurde, gewaschen, nach Qualitäten sortiert und in den sogenannten „Holzbahr‘ln“ mit den „Erzhunden“ nach Maiern kam.

Das Durchsuchen der Bergwerkshalden nannte man nach dem in der böhmischen Bergwerkssprache gebräuchlichen Wort „kutiti“ = ausgraben, nachgraben: das „Durchkutten“.

Leben am Schneeberg

Es war eine begehrte Sommerbeschäftigung. 1896 baute man für die Arbeiterinnen bereits eine eigene Unterkunft, ein Haus mit einem Schlafraum mit 72 Betten, abgesetzt und „streng getrennt“ von den zwei Arbeiterhäusern der Knappen, den sogenannten „Arbeiterkauen“, und dem Herrenhaus („Herrenkau“). Es war bei Strafe verboten, sich in den Häusern zu besuchen. Aber wie spielte sich das Leben da oben ab, in der Abgeschiedenheit und Bergeinsamkeit, in engster Nachbarschaft zwischen Männern und Frauen? Hat es Beziehungen gegeben, Liebschaften, ledige Kinder? Nein, darüber habe man nichts gehört. Es gebe keine offiziellen Aufzeichnungen oder Vaterschaftsnachweise – und „wenn, dann sei diejenige doch sicher rechtzeitig ins Tal verschwunden!“

Und doch war das Bergwerk eine Art Heiratsmarkt, denn mit ihrem guten, sicheren Einkommen waren die Bergknappen gesuchte Ehekandidaten – im Unterschied zu den anderen niedrigen Ständen der früheren Zeit, die, wenn sie mittellos waren, kaum Aussicht auf behördliche Ehedispens hatten. Durch das Sparsystem der Lohnauszahlung einmal im Jahr konnte ein bescheidenes Vermögen ange spart werden, das für ein Häuschen im Tal reichte.

Daß die Knappen auch lustige Leute waren, zeigt sich in der Gestaltung ihrer Freizeit. Wenn sie auch von ihrer langen und schweren Arbeitsschicht müde aus dem Stollen kamen, fanden sie immer noch Zeit für eine eigene Musikkapelle, eine Theatergruppe, Geselligkeit, Spiel und Tanz.

St. Martin hatte einen eigenen Kirchtag und eine Marienprozession mit vielen Besuchern aus dem Tal.

Die Zeitzeuginnen

Es gibt noch Zeitzeuginnen, die aus ihren Jahren am Schneeberg erzählen können. Eine von ihnen ist Frau Antonia Ennemoser-Gruber aus St. Leonhard in Passeier:

Antonia war noch ein Kind, als sie 1909 nach St. Martin kam. Ihr Vater war Knappe, später Aufseher, und den Chargen war es erlaubt, ihre Familien mitzunehmen. So lebte sie mit den Eltern in einem kleinen Haus neben dem Knappenkirchlein. Sie war nicht das einzige Kind da oben auf fast zweieinhalbtausend Meter Seehöhe. Es gab noch die kleine Greti des Hutmannes Wallnöfer, das Töchterlein des Hutmannes Aufinger, drei Kinder des Hutmannes Lapper und die drei Wirtskinder. Sie seien miteinander aufgewachsen und hätten die schönsten Spiele gespielt, zum Beispiel mit Glasscherben, Küchenscherben und all dem, was die Knappen so weggeworfen haben. Mit dem abgebrannten Karbid konnten sie kochen. Als sie größer wurden, haben sie für die Knappen die Geißlein gehütet in der Berglandschaft ringsum. Und wenn für die Knappen Brot gebacken wurde, durften sie mithelfen und seien dabei oft noch mehr voller Mehl gewesen als der Herd ...

Mit Schulgehen war nicht viel los. Sie habe höchstens dreimal Schule genossen, wenn gerade wieder einmal jemand Unterricht gegeben hat; meist waren es die Lager-Geistlichen, die auch Bergknappen und Kirche betreuten. Aber Lesen und Schreiben habe sie gut gelernt, und beim Rechnen kenne sie sich auf alle Fälle gut aus, wenn es um Geld geht.

Ab vierzehn bekam sie die Erlaubnis, für das Bergwerk gegen Lohn als Erzscheiderin zu arbeiten. Sie war sehr stolz darauf. Nur, die Mutter hätte immer gesagt: Du brauchst viel mehr zum Essen, als was du verdienen tust! Und die anderen Lohnarbeiterinnen waren darüber unzufrieden, daß Antonia gleich viel ausbezahlt erhielt, wie sie. „Aber ich hab' gleich schwer getragen und gleich viel gearbeitet, wie die anderen auch!“

Am Schneeberg konnte es ja passieren, daß es noch im Mai einige Meter Neuschnee machte. So war das Erzscheiden eine reine Sommerarbeit, zu der die Frauen (70–80) von nah und fern auf den Schneeberg zogen. Die hübschen dunklen Mädchen aus Belluno hätten „Tschedelen“ geheißen, wegen ihrer genagelten Holzschuhe („Chiodo“ – venezianisch weich gesprochen = der Nagel). Eine der Frauen aus Ridnaun hätte als erste beim Arbeiten eine Männerhose angehabt; alle hätten sich darüber aufgereggt, aber die hätte es dann extra gern getan. Wichtig war jedenfalls, daß man bei dieser mühevollen und staubigen Arbeit auf der Halde einen großen Sackschurz getragen hat und ein Tüchl auf dem Kopf. Und wer empfindliche Augen hatte, brauchte auch eine Schutzbrille. An den Füßen trug man Holzpantoffel, „Knöschpelen“, die für sie der Vater selbst anfertigte; man habe ja nichts Besseres gehabt; es sei ja überall die Not gewesen.

Auch der Speisenzettel war sehr bescheiden. Aber Antonias Mutter hat „Facklen“ gehalten. Für die wurden am „Distelboden“ unten die Disteln gemäht, zerstoßen und in Fässern als Futter aufgehoben. Und die Facklen seien wunderschön gediehen und hätten gut geschmeckt. Für den Winter habe man auch ein Geißlein oder ein Schafl aufgeselcht. Von den Almen habe man Preiselbeeren geholt und als Vorrat eingemacht; ebenso wie die Butter eingeschmolzen und aufbewahrt worden ist. Die Grundnahrungsmittel wie Mehl, Zucker, Hefe, Eier, aber auch Kartoffeln, Kohl usw. wurden aus dem Tal heraufgeliefert. Gemüse hat es am Schneeberg kein eigenes gegeben; nur der Schnittlauch konnte in der rauhen Bergluft gedeihen.

Es ist dann der Erste Weltkrieg gekommen. Viele Knappen mußten einrücken; viele sind gefallen. Nach Kriegsschluß ist der Schneeberg zu Italien gekommen. Es sind italienische Bergknappen eingesetzt worden, überwiegend aus Unteritalien. Sie seien nie lange geblieben; wenn sie Erspartes beisammen hatten, sind sie wieder in ihre Heimat zurückgekehrt.

Auch Antonia ist weggegangen vom Schneeberg, mit achtzehn. Eine Tante hat sie in Sterzing im „Schwarzen Adler“ untergebracht, zum Kochenlernen. Als die Köchin sie in den Garten um Petersilie schickte, hat sie das Kraut von den Gelben Rüben mitgebracht, weil sie Gemüse nicht gekannt hat. Nach einigen Berufs-jahren hat Antonia geheiratet, den Dorfschmied von St. Leonhard, dem sie einen Sohn und eine Tochter geboren hat. Jetzt ist sie schon lange verwitwet, freut sich

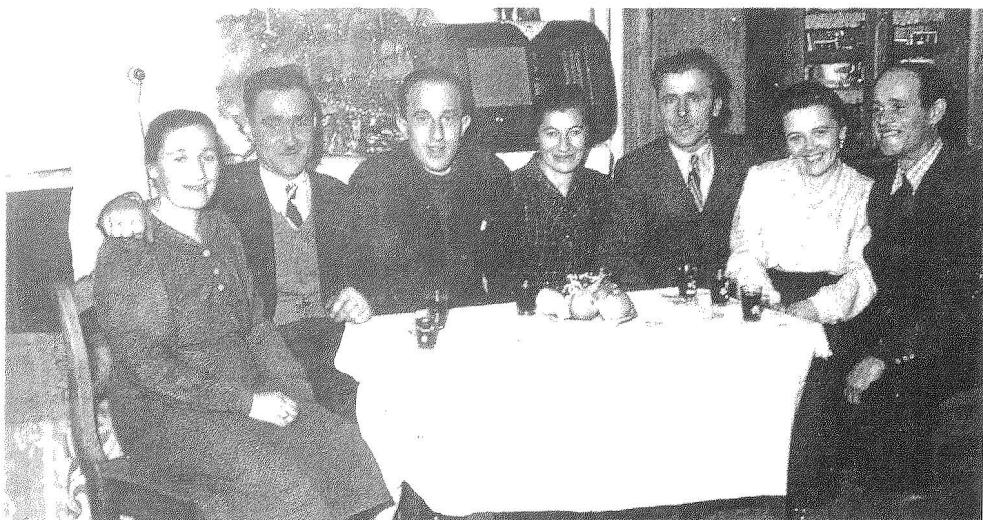


Abb. 9: Frau Therese Kofler lebte als Gattin des Bergwerksschmiedes Alois Kofler zehn Jahre in St. Martin am Schneeberg, wo sie vier ihrer Kinder gebar. Im Bild v. l.: Frau Kofler und Gatte, Kooperator Franz Staud (der den Kindern auch Unterricht erteilte), die Schwester von Frau Kofler, Maria, mit Gatten (oben bedienstet) weiters das italienische Chef-(Capo-)Ehepaar. Silvesternacht 1952.

Archiv Kofler



Abb. 10: Arbeiterinnen aus dem Bellunesischen, „Tschodele“ genannt, wahrscheinlich wegen ihrer genagelten (Chiodo = Nagel) Holzschuhe. Sie waren am Schneeberg Erzklauerinnen.

Archiv Felizetti



Abb. 11: Abtransport ins Tal, von Kranken, Verunglückten, Toten, von den hochgelegenen Bergwerksanlagen.
Archiv Ennemoser-Gruber

über ihre jungen Familien und war noch jedes Jahr in St. Martin auf Besuch. Hauptinhalt ihres Lebens heute sind ihre Jugenderinnerungen und die Sammlungen und Dokumentationen, die sie persönlich vom Schneeberg hat und die ihre schönsten und härtesten Jahre umfassen.

Frau Amalia Alber-Brunner war zwischen 1927 und 1931 Knappenköchin in St. Martin, heiratete dort ihren Gatten Alois, der Knappe war, und zog mit ihm ins Tal hinunter, nachdem er im Stollen schwer verunglückte ...

Die Knappen hätten gut verdient, sagt sie, und seien heikle und anspruchsvolle Kostgänger gewesen. Wichtig war ein gutes und reiches Essen und entsprechend Wein dazu. Es habe den Spruch gegeben: „Wer nit an Liter Wein vertragt, der lebt nit lang!“ Es sei oft lustig gewesen. Aber auch Grubenkatastrophen habe sie miterlebt, einmal eine mit 16 Toten im Karl-Stollen.

Nach dem Tod ihres Mannes war Frau Brunner ab 1960 Bötin im Ridnauntal und ist oft täglich die ansehnliche Strecke zwischen Maiern und Sterzing unterwegs gewesen. Heute lebt sie hochbetagt im Altersheim. Ihre Jahre am Schneeberg sind auf Tonband festgehalten, für das Archiv des Schneebergprojektes.

Hoher Gang – Waschzuber – Geisterspuk

Wertvolle Aufschlüsse über Frauenleben am Schneeberg konnte auch Frau Karla Zöhrer in Steinach am Brenner geben: Sie ist die Enkelin des renommierten Schneeberg-Hutmannes Hans Wallnöfer, der in der k. u. k. Zeit leitender Beamter in St. Martin war und später Bergamtsverwalter in Klausen wurde. Ihre Großmutter Katharina arbeitete zunächst im „Steinacher Hof“ als Kaffeeköchin. Eine ihrer Kolleginnen hatte sich auf den Schneeberg verpflichtet, erkrankte aber. Und so sprang sie ein, ging nach St. Martin als Knappenköchin und heiratete dann eben den Großvater. Die schon genannte kleine Greti, Freundin der Antonia Ennemoser, war ihr Töchterlein. Als Greti mit sieben Jahren mit ihrer Mutter nach Klausen zog, um die Schule zu besuchen, soll sie beim ersten Anblick eines Zuges ausgerufen haben: „Vater, Vater, schau, ein großer Wurm!“



Abb. 12: Schneeberg-Hebamme Rosa Lanthaler in ihren jungen Jahren.
Archiv Karl Lanthaler

Die Großmutter soll immer gerne Geschichten erzählt haben vom Schneeberg, zum Beispiel die vom „hohen Gang“: Im Frühjahr, wenn das Joch frei geworden ist, haben sich die Frauen vom Schneeberg stadtfein herausgeputzt und sind nach Sterzing hinausgegangen. Es sei ein unendlich langer Weg gewesen. Kamen sie ins erste Geschäft hinein, mußten sie schon gleich hören: „Ah, die Schneeberger sein ausg'apert!“ Sie konnten sich nicht erklären, wieso man sie als solche ansprach, hatten sie doch gleiche Kleider wie die Stadtfrauen! Bis sich eine zu fragen getraute. „Ja, am ‚hohen Gang‘ kennt man das!“ Am ‚hohen Gang‘, den sie vom Schneestapfen her gewohnt waren ...

Im langen, harten Winter hat es schon auch mit der Versorgung, vorwiegend aus Rabenstein herauf, Engpässe geben können. Das Schlimmste war, sagte die Großmutter, wenn das Salz ausgegangen ist. Da hat das Viehsalz herhalten müssen. Aber sonst habe man ganz gut gelebt. Wenn geschlachtet wurde, sind Würste gemacht worden; eine Schlachtschüssel, am Sonntag ein Braten. Und sonst halt Knödel, Plenten, Schmarren, Schlutzkrapfeln, Türteln. Es mußte ordentlich aufgekocht werden ...

Der Großvater sei ein talentierter Mann gewesen. Oft habe er voller Stolz erzählt, daß er vielerlei können mußte, überhaupt wenn man eingeschlossen war. Sogar Abszesse habe er operiert ... Eine seiner „Schmunzel-Geschichten“ war die von der Marie im Bad:



Abb. 12: Schneeberg-Hebamme Rosa Lanthaler in ihren jungen Jahren.
Archiv Karl Lanthaler

Die Großmutter soll immer gerne Geschichten erzählt haben vom Schneeberg, zum Beispiel die vom „hohen Gang“: Im Frühjahr, wenn das Joch frei geworden ist, haben sich die Frauen vom Schneeberg stadtfein herausgeputzt und sind nach Sterzing hinausgegangen. Es sei ein unendlich langer Weg gewesen. Kamen sie ins erste Geschäft hinein, mußten sie schon gleich hören: „Ah, die Schneeberger sein ausg'apert!“ Sie konnten sich nicht erklären, wieso man sie als solche ansprach, hatten sie doch gleiche Kleider wie die Stadtfrauen! Bis sich eine zu fragen getraute. „Ja, am ‚hohen Gang‘ kennt man das!“ Am ‚hohen Gang‘, den sie vom Schneestapfen her gewohnt waren ...

Im langen, harten Winter hat es schon auch mit der Versorgung, vorwiegend aus Rabenstein herauf, Engpässe geben können. Das Schlimmste war, sagte die Großmutter, wenn das Salz ausgegangen ist. Da hat das Viehsalz herhalten müssen. Aber sonst habe man ganz gut gelebt. Wenn geschlachtet wurde, sind Würste gemacht worden; eine Schlachtschüssel, am Sonntag ein Braten. Und sonst halt Knödel, Plenten, Schmarren, Schlutzkrapfeln, Türteln. Es mußte ordentlich aufgekocht werden ...

Der Großvater sei ein talentierter Mann gewesen. Oft habe er voller Stolz erzählt, daß er vielerlei können mußte, überhaupt wenn man eingeschlossen war. Sogar Abszesse habe er operiert ... Eine seiner „Schmunzel-Geschichten“ war die von der Marie im Bad:

Da war eine Bedienstete, ein älteres Weible, die es mit der Sauberkeit nicht sehr genau genommen hat. Und eines Tages sagte der Hutmann Wallnöfer zu ihr: „Marie, aber jetzt gehns einmal baden!“ Und da haben sie den Waschzuber mit Wasser angefüllt, und da ist die Marie hineingestiegen, und sie ist die längste Weile nicht mehr herausgekommen. Endlich haben sie an die Türe geklopft und hineingerufen: „Ja, Frau Marie, was isch denn los? Kommens nicht außer? Oder isch Ihnen schlecht worden?“ „Naa, i gang schon außer, aber i kann nit!“ Und da haben sie die Tür eingesprungen, und da saß die Frau Marie samt ihrem Loden-gewand, Unterkittel usw. in dem Zuber drinnen. Die Kleidung war so vollgesogen, daß sie sich nicht mehr röhren konnte. Da soll der Großvater gesagt haben: „Ja, warum habens Ihnen nicht ausgezogen? Hättens Ihnen doch ausgezogen!“ Und Marie, empört: „Ja, moanen Sie wohl epper, ich waar a söttenes Fackl?!“

„Wie der Opa als junger Mann auf den Schneeberg gekommen ist,“ erzählt Frau Zöhrer weiter, „war keine Unterkunft mehr frei für ihn, außer im sogenannten ‚Geisterzimmer‘. Also, Kirche und Gasthaus waren zusammengebaut. Und im einzigen freien Zimmer sollte es geistern! Aber er hatte keine Wahl. In der Nacht erwachte er von einem sonderbaren Plätschern, und gegen die Fensteröffnung sah er Schlangen von der Decke herunterhängen. Also doch Geister! Er machte Licht, mit der Petroleumlampe, versteht sich, und dann sieht er, daß im Waschwasser eine Maus ertrunken ist. Und die Schlangen, das waren die Glockenstricke vom Kirchturm ...“

Hans Wallnöfer hat viele Schneeberggeschichten niedergeschrieben und war schon in seiner aktiven Zeit ein angesehener Chronist. Bis in sein hohes Alter beschäftigten ihn seine Erinnerungen. 28 Jahre hat er oben gewirkt; die Großmutter 13. Ihren damaligen raschen Entschluß, auf den Schneeberg zu gehen, hat sie nicht zu bereuen gehabt.

Unglück - Krankheit - Tod

Ja, trotz der rauen Lebensbedingungen des Hochgebirges und der weiten Entfernung zu den nächsten Orten im Tal (bis zu vier Stunden Wegzeit und mehr), blieb das Bergwerksdorf für die Frauen auch späterhin Anziehungspunkt, jetzt als ganzjähriger Arbeitsplatz. Es war eben der sichere Lohn, vor allem aber auch die Chance, eine Bekanntschaft fürs Leben zu machen. Es gab immer Hunderte Männer oben. Die Saisonarbeiterinnen von früher waren nach dem Ersten Weltkrieg und vor allem in der Zwischenkriegszeit völlig aus der Erzscheidung verschwunden. So arbeiteten in den Hausdiensten nur wenige Frauen, die entsprechend umworben wurden. (Späterhin wurden auch Küche und Kantine mit Männern besetzt; viele Knappen versorgten sich selbst.)

1957 lebte im Knappendorf eine einzige Frau. Sie betreute die Bar. Es war die Gattin eines Mineurs aus dem Venezianischen, der nach längerer Arbeitslosigkeit hier eingestellt worden war. Sie hatte zwei kleine Mädchen mitgebracht: ihr eigenes Töchterchen und ihre kleine Nichte. Lieber wäre sie im Tal unten gewesen, auf dem kleinen hübschen Gütl, das ihr der Vater vermacht hatte. Aber der Mann drängte sie, zu ihm heraufzukommen.

Sie soll eine sehr schöne Frau gewesen sein: jung, schlank, mit langem, üppigem Blondhaar, das sie der Mode entsprechend nach rückwärts in einen „Pferdeschwanz“ gebunden hatte. Damals arbeiteten etwa 250 Knappen in St. Martin. Es soll bald zu heftigen Eifersuchtsszenen zwischen dem Ehepaar gekommen sein. Die Knappen hänselten den Mann ständig ihretwegen und zeichneten mit ihren Grubenlampen aufreizende Texte und Bilder an die Stollenwände. So hatte er nirgends mehr Ruhe vor ihnen. Am Morgen des 11. Juni erblickte er bei der Ausfahrt aus dem Stollen wieder eine Darstellung seiner Frau; es war gerade Schichtwechsel, und die Männer machten ihn mit entsprechenden Bemerkungen darauf aufmerksam ... Was nun folgte, erliefte die Frau so: Immer vor und nach den Schichten ging sie an die Bar, um Getränke auszuschenken oder auch kleine Imbisse zu servieren. An diesem Tag, sagte sie, war plötzlich die ganze Bar voller Männer, und der Mann kam daher, von der Arbeitsschicht. Er fing sofort an zu schreien, wie es eben Männer tun, wenn sie eifersüchtig sind. Und sie gab zurück. Sie sagte: „Wenns Dir nit paßt, ich kann ja hinuntergehen! Ich hab nit heraufverlangt!“ Er war es ja gewesen, der gesagt hatte, sie solle kommen. Er begann jetzt, auf sie einzudringen und holte zum Schlag aus. Sie versuchte ihn abzuwehren,

faßte ihn am Haar und versuchte seinen Arm zu halten. Aber er drückte sie mit dem Rücken gegen das Fenstergesims hinter ihr. Dort lagen alle möglichen Geräte, die man in einer Cafeteria zum Service braucht, darunter Fleischbrett und Messer. Sie versuchte, etwas in die Hand zu bekommen, um ihn abzuhalten, und erwischte das Messer. Er sah es, riß ihren Arm weg und im Handgemenge taumelte er in die Klinge. Sie drang ihm in den Hals, was seinen unmittelbaren Tod zur Folge hatte. So sei das gegangen ...

Die deutsch- und italienischsprachigen Zeitungen schrieben Schlagzeilen. Es war die Zeit, als die Nationalitätenfrage sehr hochgespielt wurde: die Frau eine Einheimische, der Mann der italienischen Volksgruppe zugehörig. Das Urteil fiel hart aus: 16 Jahre Gefängnis „bei Einrechnung aller Milderungsgründe und der Tat vorausgegangenen Herausforderungen durch den Gatten“. Die zweite Instanz verringerte das Strafausmaß auf elf Jahre und acht Monate. Die Gunst des Schicksals wollte es, daß die Frau ihre Strafe auf La Giudecca bei Venedig, bei den gütigen und liebevollen Schwestern vom Orden Maria Bambina verbringen konnte. Sie verbüßte das volle Ausmaß und ging dann zurück in die Heimat ...

Der Tod am Schneeberg schlug immer wieder zu. Er traf auch die Frauen. Schon früh gab es ein jugendliches Opfer zu beklagen; es war noch in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg: Die Erzklauberin Anna Fontanive verunglückte im Kaindlstollen, dem Querstollen, der unter der 2690 m hohen Schneebergscharte ins Lazzacher Tal hinüberführt, wo sie trotz Verbot durchgehen wollte. Als ein schwerer Erzzug heranrollte, konnte sie im engen Tunnel nicht ausweichen und wurde durch Eindrücken des Brustkorbes tödlich verletzt ...

Durch Leichtsinn und Unachtsamkeit wurde die zur Klaubarbeit in der Aufbereitung in Maiern abgeordnete Piaia Luigia schwer verletzt. Zusammen mit zwölf anderen Italienerinnen kam sie im Nebel, bei regnerischem Wetter, den Lazzacher Berg herab. Trotz Pfeifsignal versuchte sie noch das Gleis der Transportanlage zu überschreiten. Sie trug Holzschuhe, rutschte aus und wurde seitwärts von einem Wagen überrollt ...

Schwere Unglücksfälle gab es am Schneeberg ohnedies, beim Erzabbau, bei den Außenarbeiten, bei Unwetter- und Schneekatastrophen. In schweren Wintern fielen in St. Martin bis zu sechs Meter Schnee. Nicht ohne Grund ist das Kirchlein „Maria Schnee“ genannt worden. Die Situation war so bedrängend, daß im Dorf sogenannte „Schneekrallen“ aufgestellt wurden. Das waren Bretterverschläge, zu Tunnels zusammengefügt, in denen man unter der Schneedecke von Haus zu Haus gelangte. Man sei monatelang nicht ins Freie gekommen, habe kein Tageslicht gesehen. Und das Tauwetter ließ lange auf sich warten. Zur Versorgung und Umgehung der winterlichen Gefahrenstellen gab es später im Berginernen ein tieferführendes Stollensystem, den „Carl-Stollen“, der unter dem Seemoos herauskam.

In der Enge des Zusammenlebens herrschten im Bergwerksdorf oft Streit, Trunkenheit und Rivalität unter den Arbeitern; Verhetzung und Lügengeschichten zwischen den bediensteten Frauen.

Auch schwere Krankheiten kamen vor: Seit den Anfangszeiten trat die sogenannte „Bergsucht“, die „Staublunge“, auf, als Folge der Arbeit in den engen Stollen. Dann die Tuberkulose. Die Wurmkrankheit. Einmal wurden die Blättern eingeschleppt. Es fehlte in diesen Zeiten an der erforderlichen Hygiene. Überdies galt es als „herrischer Brauch“, sich öfter als einmal in der Woche, samstags, zu waschen. Mit Strenge und Geldstrafen mußte die tägliche Reinigung schließlich erzwungen werden. Dazu bestellte man eine eigene Bedienstete, eine Frau, die täglich warmes Wasser zubereitete und an die Knappen austeilte. Wer schwer erkrankte, mußte ins Tal gebracht werden, und oft kam jede Hilfe zu spät. Es gibt unter den Bilddokumenten Fotografien, die Männer auf Skis mit einem selbstgebauten Skischlitten zeigen, auf dem sie einen Kranken abtransportieren. Der Arzt kam damals nur einmal im Monat nach St. Martin.

Junges Leben im Dorf

Das ist dann nach dem Zweiten Weltkrieg besser geworden. Und für die Frauen im Knappendorf gab es in Moos in Passier jetzt eine tüchtige junge Hebammme, die ihnen beigestanden ist, wenn ihre Stunde da war, und die auch die Neu-

geborenen bestens versorgte: sie hieß Rosa Lanthaler (Mutter des jetzigen Bürgermeisters von Moos, Karl Lanthaler).

„Sie war so lieb und nett, daß ich mir keine Bessere wünschen hätte können. Manchmal ist es natürlich mit der Zeit knapp geworden, bis der Bote im Tal war, bis sie heraufgekommen ist, die Wehen schon da waren – da hat es schon oft schnell gehen müssen ...“, so erzählt Frau Therese Kofler aus Saltnus von ihren Schneebergjahren. 1944 heiratete sie den Bergwerkschmied Alois Kofler und blieb zehn Jahre als Hausfrau oben. 1945 wurde ihr erstes Kind, Martha, geboren; im Dezember 1948 das zweite – Heinrich –, mitten im ärgsten Winter. Doch auch diesmal stieg die Hebamme herauf, und die Geburt ist gut verlaufen. Noch zwei ihrer sieben Kinder sind im Bergwerksdorf geboren worden: Alfred im Sommer 1950 und Franziska im Frühjahr 1954. Alfred hatte es sehr eilig, das Licht der Welt zu erblicken. Die Frau des Capo leistete Erste Hilfe. Als die Hebamme eintraf, war er schon da. Doch ist sie dann zwei Tage geblieben und hat sich um alles gekümmert. Als die Älteste schulpflichtig wurde, zog Frau Kofler mit den vier Kindern ins „Waldhäusl“ hinunter, das ihr Mann in diesen Jahren gebaut hatte. Dort kamen noch drei Kinder auf die Welt: Luise, Franz und Waltraud. Der Schulweg bis Rabenstein war weit für die Kinder, und es hat noch keine gute Straße gegeben. Auch Frau Kofler geht jedes Jahr nach St. Martin hinauf, zusammen mit ihrer Tochter Martha, die selbst schon verheiratet ist und fünf Kinder hat. Es tut immer noch richtig „hoamelen“ sagen beide, und Frau Martha erinnert sich an ihre schöne Kindheit oben, wo sie den ganzen Sommer lang barfuß laufen durften. Und die Knappen hätten die Kinder mit Süßigkeiten verwöhnt und sie an den Mahlzeiten mitkosten lassen. Ein Jahr lang sei ein Koperator oben gewesen. Er habe täglich Schule gehalten und die Messe gelesen, im Bergwerkskirchlein. Aber die übrige Zeit hätten sie zum Spielen freigehabt; es war einfach eine herrliche Zeit!

Seelsorge und Frömmigkeit

Die ganzjährige Anwesenheit eines geistlichen Herrn in St. Martin war allerdings eine Ausnahme. Laut Stiftung wurden die Bergknappen „von der Curatie zu Rabenstein“ betreut. Auf ihrem 2¹/₂- bis 3stündigen Auf- und Abstieg wurden sie von Knappen geleitet. Zur Sommerszeit stiegen sie meist einmal im Monat zum Dorf auf, um Sonntagsgottesdienst zu halten und die Bewohner seelisch aufzurichten. Bei ihrer gefahrvollen Arbeit waren die Bergknappen fromme Leute. Es war üblich, vor jeder Einfahrt in den Berg festgelegte Gebete zu verrichten: den „Glauben“, den „Englischen Gruß“, drei „Vaterunser“, drei „Gegrüßt seist Du Maria“ und ein Stoßgebet zur hl. Barbara. Das war vor und nach der Jahrhundertwende. In der geistlichen Betreuung der Leute vom Schneeberg lösten sich später verschiedene Kapläne im Dienst ab. Es wird auch ein junger Priester erwähnt, der sogar von Bozen aus die Bergarbeiter jeden Monat einmal besuchte.

Frauen an den Maschinen

In einer neuen Publikation zum Leben der Arbeiter und Arbeiterinnen in Südtirol finden sich auch Aufzeichnungen über die Frauenarbeit auf der Ridnauner Seite des Schneeberger Bergwerks, in der Erzaufbereitung in Maiern. Dort seien im Betrieb zeitweilig 100 weibliche Arbeitskräfte in der „Erzscheidung“ beschäftigt gewesen, an diesen geräuschvollen Maschinen, die das Material, das vom Schneeberg herunterkam, weiterverarbeiteten. Es sei eine recht eintönige und harte Arbeit gewesen, und die Bezahlung war nicht gerade üppig: 1920 verdienten Frauen und Jugendliche unter 17 Jahren 5–7 Lire täglich (die Männer 8–12 Lire) – wobei 1 Liter Milch bereits 1,80 Lire kostete. Die Frauen hätten ein Fünftel der Belegschaft ausgemacht ...

Der Schneeberg heute

Als Folge der Weltmarktsituation wurde der gesamte Bergwerksbetrieb auf beiden Seiten des Schneebergs im Jahr 1985 geschlossen. Die Produktionsstätten und Einrichtungen wurden dem Verfall preisgegeben. Die riesigen Förder- und Transportanlagen wurden eine Beute des Rostes. Nach der gewaltsamen Zerstörung einzelner Stollen und Schächte verfiel das Berginnere. Gestein stürzte ab.

Auch der berühmte Kaindltunnel wurde ungangbar. Wasser erfüllte die Durchgänge. Wo einst geschäftiges Treiben geherrscht hatte, war jetzt Stille. Die leeren Fensterhöhlen der Betriebsgebäude vertieften den Eindruck von Niedergang, Hoffnungslosigkeit. Auch die Bergwege, einst Saumpfade für die Erztransporte, verfielen, wuchsen zu.

Nur in St. Martin oben war noch Leben: Hier errichtete der einstige Schneeberger Knappe Aldo Sartori im ehemaligen Herrenhaus des Knappendorfes eine Touristenunterkunft mit Bewirtung und Herberge, als Raststation für Bergwanderer und Übergänger vom Passeier ins Ridnaun und umgekehrt. Vor dem Berghaus ragt weiter das Erinnerungszeichen für die gefallenen Knappen auf, eine Steinpyramide mit Schlägel und Eisen, dem alten Bergmannssymbol, auf der Spitze.

Und es gibt Bautätigkeit. Auch das 1955 niedergebrannte Kirchlein ersteht neu.

In der Bevölkerung rund um den Schneeberg hat sich der Gedanke durchgesetzt, die sichtbaren Zeugen des jahrhundertealten Bergwerksgeschehens für die Zukunft zu erhalten. Die Wiederbelebung der alten Anlagen soll das gesamte Bergwerksarcal erfassen. Zunächst ist im Konzept des Museumsvereins die Anlage eines Schaupfades, eines Schaustollens, die Instandsetzung der Wege, die Errichtung eines Museums, eines Archives usw. vorgesehen. Die Arbeiten sind bereits angelaufen. Es soll damit ein Denkmal entstehen für die Glanzzeit des einstigen Bergsegens, aber auch für die Männer und Frauen vom Schneeberg, ihr Leben, Schicksal und Wirken.

Dank

Für Informationen und Gespräche möchte ich mich bedanken bei den Herren: Univ.-Prof. Dr. Gerhard Heilfurth, Marburg/Lahn; Univ.-Prof. Dr. Georg Mutschlechner, Innsbruck; Assessor Dr. Rudolf Tasser, Direktor des Südtiroler Landesbergbaumuseums Sterzing; Dr. Josef Nössing, Direktor des Südtiroler Landesarchives, Bozen; Lehrer Hermann Schölbhorn, Ridnaun; Lehrer Paul Felizetti, Maiern; Bürgermeister Karl Lanthaler, Moos in Passeier.

Und ich bedanke mich bei den Zeitzeuginnen, ihren Töchtern und Enkelinnen, deren Schilderungen die Frauen aus dem Schatten der Männergeschichte hervorgeholt und das dramatische Geschehen am Schneeberg noch einmal aufleben ließen.

Literatur

Gerhard Heilfurth, Bergbaukultur in Südtirol.

Hans Michael Voelckel, Schneeberg – 800 Jahre Bergbau. Künstlerprojekt 1987, Bergwerk Schneeberg.

Holzer/Kiem/Mezzalira/Ralser/Romeo, Nic Nirgends Daheim – Vom Leben der Arbeiter und Arbeiterinnen in Südtirol.

Deutsches Bergbaumuseum Bochum, Frauen und Bergbau – Zeugnisse aus fünf Jahrhunderten.

Anschrift:

Dr. Lia Hörmann, Mariahilfpark 3, A-6020 Innsbruck